



Aus Dieter E. Zimmer: *Die Vernunft der Gefühle*
– *Ursprung, Natur und Sinn der menschlichen Emotion.*
München: Piper, 1981, S.155-168

Die Trauer, die wir nicht fühlen

Von Dieter E. Zimmer

ES SOLL hier um etwas gehen, worüber wir uns nur ungern in Gespräche verwickeln lassen: um Trauer. Um die Trauer, die Sie und ich gefühlt haben oder die wir hätten fühlen sollen, aber schuldig geblieben sind.

Immer wieder sind wir zur Trauer aufgerufen. Immer wieder heißt es, es trauere nun das ganze Volk. Dann wehen die Fahnen auf Halbmast, aber im Bus die Gesichter sehen aus wie üblich. Niemand jedoch sagt: Ich trauere aber nicht. Wer seine Trauerlosigkeit zugäbe, stünde als ein gefühlloser und unmoralischer Mensch da, ein Psychopath und Soziopath auch in seinen eigenen Augen.

Ich will nicht behaupten, daß niemand in dieser scheinbar geschlossenen Trauergemeinschaft wirklich Trauer empfinde. Ich glaube jedoch zu wissen, daß viele keineswegs trauern und daß sie deswegen ein schlechtes Gewissen haben. Ich weiß, daß ich selber bei solchen Anlässen mancherlei empfinde, aber Trauer nicht.

Zum Beispiel 1980, nach dem Bombenanschlag auf dem Oktoberfest in München, Wolfgang Mischnick, der Fraktionsvorsitzende der FDP: mit allen mitempfindenden Bürgern rege sich in »uns die Trauer, die Erschütterung und der Abscheu«. Wer in sich keine Trauer vorgefunden haben sollte, war damit ausgeschlossen aus dem Kreis der empfindenden, der anständigen Bürger, ein Aussätziger.

Nun trug sich damals in München bekanntlich ein besonders krasser Fall von Trauerlosigkeit zu. Die Blutlachen auf dem Pflaster waren kaum wegge-

spritzt, da nahm das Fest seinen Fortgang, da floß das Bier, da blies die Musik auch schon wieder. Die Politiker, die es so entschieden hatten, waren mit den Geschäftsleuten und dem Publikum offenbar eines Sinnes: Wir lassen uns den Spaß nicht vermiesen. Das Leben ging weiter, obwohl von vielen Seiten her Einspruch erscholl; in der *Frankfurter Allgemeinen* empörte sich etwa Günther Rühle über die Weigerung, »den Mord zum Gegenstand öffentlicher Trauer zu machen«.

Allerdings, in jenem Artikel stand noch mehr. »Wenn die Repräsentanten der Öffentlichkeit nicht mehr die Zeichen setzen, wann den Bürgern die Zeichen der Trauer abzuverlangen sind ...« Also waren offenbar gar nicht die wirklichen Trauergefühle verlangt, verlangt waren nur »Zeichen der Trauer«. Und es stand da: »Der Anschlag war ein Attentat auf die gesamte Öffentlichkeit. Es hätte jeden treffen können.« Wie sollte man das verstehen? Hätte der Anschlag, wie der in Hamburg zuvor, beispielsweise »nur« eine Ausländerunterkunft getroffen, hätte dann kein Anlaß zum Trauern bestanden? Weil es dann nicht »jeden« hätte treffen können? Gibt es Trauer nur im eigenen Kreis? Ist das überhaupt Trauer, dieses Gefühl: Es hätte ebensogut mich treffen können? Ist es nicht eher ein prophylaktisches Selbstmitleid, also fast das Gegenteil von Trauer?

1967 gingen die Psychoanalytiker Alexander und Margarete Mitscherlich in ihrem bekanntesten Buch der Redensart von unserer unbewältigten Vergangenheit nach.* Sie fanden in der deutschen Seele als einen zentralen Defekt eben: die »Unfähigkeit zu trauern«.

Ihr Buchtitel wurde zumindest im intellektuellen Deutschland rasch zu einem Topos, gleichsam als frische psychologisierende Umschreibung dessen, was die abgenutzte Redensart von der »unbewältigten Vergangenheit« nur noch blaß ausdrückte. Zu einem Topos konnte er werden, weil er schon auf den ersten Blick plausibel war und einleuchtete. War es nicht so? Das eigene Volk hatte Verbrechen verübt oder zugelassen, deren Entsetzlichkeit jede Fassungskraft überstieg; und als es schließlich gewaltsam an ihrer Fortsetzung gehindert worden war, hatte es scheinbar unbewegt, ungerührt weitergelebt, als sei nichts geschehen. Wer auf eine große kollektive Zerknirschung gehofft hatte, wurde enttäuscht. War es also nicht die Trauer schuldig geblieben? Hatte es nicht emotional versagt? Die Formel von der »Unfähigkeit zu trauern« legte es nah. Und die eigenartige Neigung vieler Psychoanalytiker, seelisches Geschehen als »Arbeit« zu deklarieren und dann etwa von »Traumarbeit«, »Trauerarbeit«, »Verleugnungsarbeit« oder sogar »Bruta-

* Alexander Mitscherlich/Margarete Mitscherlich: *Die Unfähigkeit zu trauern*. München: Piper, 1967.

litätsarbeit« zu sprechen, schien dem Vorwurf eine weitere Richtung zu geben: Das deutsche Volk hatte emotional versagt, indem es nach dem Zusammenbruch der Nazidiktatur die ihm aufgegebene »Trauerarbeit« nicht leistete — es hatte sich faul um seine Schuldigkeit gedrückt, es hatte blau gemacht. »Trauerarbeit leisten«: das ist eine gedankenlose Wendung schludriger Kulturkritik geworden.

Hatte Mitscherlich es so gemeint? Wer den Essay heute kritisch wiederliest, wird feststellen, daß es gar nicht leicht ist, zu sagen, was genau Mitscherlich gemeint hatte. Die Diagnose bleibt seltsam vage.

Auf der einen Seite scheinen sie auch wieder nur zu meinen, daß die Deutschen die seelische Bewältigung der Vergangenheit nicht geleistet haben. »Bewältigung« wird mit Freud definiert als ein langer seelischer Prozeß des Erinnerns, des Wiederholens und des Durcharbeitens, der zum Ziel hat, unliebsame Informationen, die aus dem Bewußtsein ausgesperrt wurden, diesem zugänglich und gegenwärtig zu machen. Dieser Prozeß — da wird niemand mit den Mitscherlich streiten wollen — ist bei den Deutschen vielfach unterblieben. Die schlimmen und auch demütigenden Wahrheiten über das Naziregime wollten viele nicht wahrhaben. Was aber hat die Trauer, die Abwesenheit von Trauer mit dieser »Abwehr«, diesem »selektiven Ausschluß von Information« zu tun?

Wir erfahren, die Deutschen hätten »Angst, Schuld und Scham« abgewehrt; als käme es nicht so genau darauf an, hat sich im nächsten Absatz dieses Trio unversehens in »Schuld, Scham und Trauer« verwandelt. Die werden später so erklärt: »Wo Schuld entstanden ist, erwarten wir Reue und das Bedürfnis der Wiedergutmachung. Wo Verlust erlitten wurde, ist Trauer, wo das Ideal verletzt, das Gesicht verloren wurde, ist Scham die natürliche Konsequenz.«

Die Trauer also ist die natürliche Emotion, die einen erlittenen Verlust beantwortet. »Trauer ist ein seelischer Prozeß«, schreibt Mitscherlich, »in welchem das Individuum einen Verlust verarbeitet ... Bei der Analyse des seelischen Geschehens, das die Trauer ausmacht, finden wir den Schmerz um den Verlust eines Wesens, mit dem der Trauernde in einer tiefer gehenden mitmenschlichen Gefühlsbeziehung verbunden war.« Das war nahezu ein naturalistischer Ansatz; er wurde dann jedoch fallengelassen.

Wenn das Versagen der Deutschen in seinem Kern in ihrer »Unfähigkeit zu trauern« bestand, erheben sich hier nun zwei Fragen: Was oder wen hatten die Deutschen denn verloren, um darum zu trauern? Und: ist die Trauerreaktion für eine Gemeinschaft, ein Kollektiv ebenso natürlich wie für den einzelnen?

Wer gemeint hatte, einigermaßen genau zu verstehen, was die »Unfähig-

keit zu trauern« besagen sollte, erhält auf die erste Frage eine durchaus verblüffende Antwort: Der erlittene Verlust sei der Verlust des Führers gewesen — um Hitler hätten die Deutschen trauern sollen und müssen. Nicht nur Trauer wäre fällig gewesen, sondern eine verschärfte Trauer, von Freud »Melancholie« genannt: nämlich eine Trauer, die mit Herabsetzung des Selbstwertgefühls, mit Selbsthaß einhergeht. »Der Verlust eines derart hoch mit libidinöser Energie besetzten Objekts [im Alltagsdeutsch: der Verlust eines derart geliebten Mannes], an dem man noch nicht zweifelte, nicht zu zweifeln wagte, als die Heimat in Trümmer fiel, wäre in der Tat ein Anlaß zur Melancholie.«

An dieser Stelle möchte ich eine persönliche Erinnerung einfügen. Ich war am Ende des Zweiten Weltkriegs zehn Jahre alt, ein prospektiver kleiner Hitlerjunge in den rauchenden Trümmern Berlins. Als in die Keller, in denen wir hausten, die Nachricht kam, Hitler sei »an der Spitze seiner Getreuen« vor der Reichskanzlei »gefallen«, erschütterte mich das zutiefst; ich weinte und blieb einige Tage lang den Tränen nahe. Das mag durchaus eine Art Trauer gewesen sein. Sie ging bald zu Ende: als die nun neu hereinströmenden Informationen mir immer unabweisbarer klarmachten, daß der Hitler, den ich geliebt hatte, nur in meiner Einbildung bestand und mit dem wirklichen Politiker dieses Namens nichts gemein hatte; der war — eine Lüge um seine Person mehr — noch nicht einmal vor der Reichskanzlei den Heldentod gestorben. Das »libidinös besetzte Objekt«, also der geliebte Mensch erwies sich als pure Fiktion; damit wurde jede Trauer um ihn gegenstandslos.

Sinn und Zweck des Trauerns ist es ja keineswegs, das »Objekt« in sich zu vernichten; der Trauernde hält vielmehr weiter an seinem »Objekt« fest und wird günstigenfalls langsam in die Lage versetzt, neue »Objekte« zu suchen, neue Liebesbeziehungen einzugehen, ohne sich dabei von dem »Objekt« der Vergangenheit völlig zu lösen, dessen Existenz sich selber gegenüber zu dementieren, die frühere Liebe zu ihm ganz und gar auszulöschen. Hätte Deutschland aber in diesem Sinn um Hitler getrauert, hätte es ihn weiter geliebt — die politischen Folgen wären schlimmer gewesen als die seiner Verleugnung.

Daß die von ihm diagnostizierte »Unfähigkeit zu trauern« eine Unfähigkeit zur Trauer um den verlorenen Anführer war, ist jedoch nur die eine Hälfte von Mitscherlichs Meinung. Hier wiederum changiert der Essay irritierend. »Die Unfähigkeit zur Trauer um den erlittenen Verlust des Führers ist das Ergebnis einer intensiven Abwehr von Schuld, Scham und Angst ... Erst in zweiter Linie folgt die Abwehr der Trauer um die zahllosen Opfer der Hitlerischen Aggression — einer Aggression, die wir so willig, so widerstandslos in der Identifikation mit ihm teilten.« Erst hier, erst »in zweiter Linie«, erscheint die Trauer in dem erwarteten Sinn: als Trauer um die Opfer. Wie aber die Trauer um den Oberhenker sich mit der Trauer um seine Opfer vereinbaren

lassen soll, gar zur Vorbedingung für diese werden kann, darauf gibt es bei Mitscherlich keinen Hinweis.

Dazu erhebt sich denn auch die andere Frage: wenn Trauer die natürliche Antwort auf den Verlust eines geliebten Menschen ist — ist sie dann überhaupt ein Gefühl, das man von einer ganzen Gemeinschaft erwarten darf? Ist Trauer ein soziales Gefühl? Mitscherlich ist es klar, daß der Schluß vom einzelnen auf das Kollektiv riskant ist: »Eine Störung dieser Trauerarbeit [behindert] beim einzelnen dessen seelische Entwicklung, seine zwischenmenschlichen Beziehungen und seine spontanen und schöpferischen Fähigkeiten; eine Übertragung solcher Einzelerfahrungen [bereitet] jedoch erhebliche Schwierigkeiten ...« Trotz dieser Warnung aber fährt er dann ziemlich umstandslos so fort, als sei die Trauer ohne weiteres ein Gefühl, das nicht nur der einzelne, sondern auch eine gesunde Gemeinschaft aufzubringen hätte.

Nun ist es schwer, Gefühle wie »Trauer« zu definieren, und es gibt keine Instanz, irgendeine Definition als verbindlich festzulegen. Jeder ist frei, was auch immer »Trauer« zu nennen: zum Beispiel die tatsächlich »sozialen« — nämlich Verstöße gegen die Gemeinschaftsordnung betreffenden — Gefühle Entrüstung, Scham, Reue, Mitleid. Wer will, der darf — nichts verbietet es ihm. Es ist jedoch inzwischen immerhin so viel über die seelische Reaktion auf persönliche Verluste bekannt, daß man sie für ein hochspezifisches psychisches Geschehen halten muß, mit keinem anderen zu verwechseln. Es verdient einen eigenen Namen, und der nächstliegende ist wohl der, den die Umgangssprache dafür bereithält: Trauer. Einigt man sich aber darauf, daß dieser Prozeß den Namen Trauer verdient, so steht das Wort nicht mehr zur beliebigen Verfügung, auch noch andere seelische Zustände zu bezeichnen. Und wenn der Begriff festliegt und nicht mehr unstet wabert, entsteht Platz für eine naturalistische Betrachtung und Erklärung dessen, was er meint.

Ist Trauer ein Gefühl? Es ist mehr. Es ist einerseits das Gefühl der Traurigkeit; es ist andererseits ein langwieriger seelischer Prozeß, in dessen charakteristischem Verlauf viele Gefühle auftreten, und Traurigkeit ist nur eins davon. Über den Prozeß des Trauerns ist inzwischen genug bekannt, vor allem durch die Forschungen des britischen Psychiaters Colin Murray Parkes[†], aber auch durch die systematisierende Sichtung des weitverstreuten Beobachtungs- und Datenmaterials durch den britischen Psychiater John Bowlby[‡], um

[†] Colin Murray Parkes: *Bereavement – Studies of Grief in Adult Life*. London: Tavistock, 1972. Deutsch *Vereinsamung – Die Lebenskrise bei Partnerverlust*. Reinbek: Rowohlt, 1974.

[‡] John Bowlby: *Attachment. Separation: Anxiety and Anger. Loss*. London: Hogarth Press, 1969. 1973. 1980. Deutsch *Bindung. Trennung. Verlust*. München: Kindler, 1975. 1976. 1982.

Trauer heute nicht mehr nur als irgendein numinoses Geschehen zu sehen, welches den einzelnen oder eine Gemeinschaft befällt oder nicht befällt und über das sich mehr nicht aussagen läßt.

Die Trauer als Gefühlsprozeß verläuft charakteristischerweise in vier Phasen. Die erste ist die der Betäubung. Sie dauert mehrere Stunden bis eine Woche. Man funktioniert weiter, als wäre nichts geschehen, erledigt etwa die Bestattungsformalitäten durchaus tüchtig; zwischendurch aber gibt es Ausbrüche intensivsten Schmerzes und intensivster Wut.

Die zweite Phase, die sich anschließt, ist die längste — sie kann Monate und Jahre dauern und ist selten vor einem Jahr abgeschlossen. Der Anfang dieser Phase ist die Zeit des stärksten Schmerzes. Die charakteristischste Eigenschaft des Trauerns sei nämlich nicht die langwährende Depression, schreibt Parkes, es seien vielmehr die sporadisch auftretenden Anfälle akuten Schmerzes. Sie erreichen meist zwischen fünf und vierzehn Tagen nach dem Verlust ihre größte Intensität. Danach werden sie seltener, und schließlich treten sie nur noch auf, wenn etwas an den Partnerverlust erinnert. Diese Anfälle von Schmerz sind gekennzeichnet von »Panikgefühlen, Mundtrockenheit und anderen Anzeichen von Aktivität des autonomen Nervensystems. Wenn man zu diesen Charakteristika die tiefe ‚seufzende‘ Atmung hinzufügt, eine ruhelose, aber auch ziellose Hyperaktivität, die Schwierigkeit, sich auf irgend etwas außer Verlustvorstellungen zu konzentrieren, das konstante Nachsinnen über Ereignisse vor dem Tod des Partners und gleichzeitig den Verlust des Interesses an allen Menschen oder Dingen, die normalerweise Vergnügen bereiten oder Beachtung fordern, dann bekommt man allmählich ein Bild dieser quälenden und unglückseligen Phase der Trauer.« Geheimer Sinn dieser Zustände ist es, den verlorenen Menschen zurückzugewinnen. Dies ist die Funktion der Sehnsucht, des Suchdrangs, der Kinder wie auch Erwachsene, auch wenn die sich der Irrationalität solchen Fühlens und Handelns völlig bewußt sind, in diesen Phasen überfällt.

Diese ganze zweite Phase ist die der Suche. Der Tote oder Verlorene ist für einen noch nicht ganz verloren. Man sehnt sich nach ihm, zweifelt an seinem Verschwinden, man ist traurig, weil er nicht da ist, und zwischendurch ist man zornig: auf den Toten, wenn man ihm die Schuld an seinem Verschwinden gibt, auf Dritte, etwa auf Ärzte, wenn man diese mit für den Verlust verantwortlich macht, oder auf sich selber, wenn man sich selber nicht von Schuld freisprechen kann. Dieser Zorn hat nichts Pathologisches. Er ist auch nicht die Kehrseite der Liebe in einem von Natur aus ambivalenten Gefühlsarrangement. Er hat die vielmehr Funktion, den Vermißten zurückzugewinnen, und in den allermeisten Fällen, in denen sich ein Bindungspartner einem entzieht, erfüllt er diese Funktion durchaus sinnvollerweise. Im Falle des Todes aber wird er sinnlos: Kein Zorn kann nun mehr helfen, wie er es vielleicht sonst konnte.

Die dritte Phase ist kurz: Es ist die der Verzweiflung und der Desorganisation. Man weiß jetzt, daß der Verlust endgültig war, daß keine Sehnsucht, keine Traurigkeit und keine Wut den Toten wiederbringen wird.

Erst wer durch sie hindurchgegangen ist, kann in die vierte Phase eintreten: in die der Reorganisation seiner Persönlichkeit, die ihn im besten Fall in die Lage versetzt, neue Liebesbindungen einzugehen, ohne die alte Bindung an den Toten in sich zu liquidieren. Dieser ganze Prozeß ist es, den das Wort »Trauer« meistens meint und für den es auch reserviert bleiben sollte.

Man kennt heute auch einige der Bedingungen, die diesen Prozeß erschweren oder erleichtern. Ein plötzlicher unerwarteter Tod ist schwerer zu verschmerzen als einer, auf den sich die Hinterbliebenen vorher einstellen konnten. Ein als unzeitig erlebter Tod ist schwerer zu verkraften als einer, dem man irgendwo zustimmen kann. Der schwerste Schock ist der Verlust eines heranwachsenden Kindes. Das Trauern wird erschwert, wenn der Körper des Toten verstümmelt war; wenn die Art und Weise, in der man von dem Tod benachrichtigt wurde, Zweifel an seiner Realität aufkommen läßt — dies gilt besonders für Kinder, vor denen der Tod geheimgehalten wird, ohne doch wirklich ein Geheimnis bleiben zu können, oder wenn die Beziehungen zu dem Verlorenen kurz vor seinem Tod ambivalent oder feindselig waren, so daß das Gefühl anhält, mit ihm nun nie mehr ins reine kommen zu können. Frauen scheinen aus einer Trauer seltener voll lebensfähig hervorzugehen als Männer. Die größeren Aussichten, eine Trauer zu überstehen, hat, wer zu tiefen, vertrauensvollen emotionalen Beziehungen in der Lage ist und unter Umständen lebt, die es ihm erleichtern, Zuwendung zu geben und zu empfangen.

Ist der »normale« Kurs der Trauer erkannt, so läßt sich auch sagen, was eine gestörte Trauer ist.

Es gibt im wesentlichen zwei Trauererkrankungen: In dem einen Fall bleibt die Trauer, die eigentlich zu erwarten wäre, aus; in dem anderen findet der Trauernde aus seiner Trauer nicht mehr heraus. Die Abwesenheit von Trauer ist vornehmlich an Menschen zu beobachten, die zwanghaft auf emotionaler Unabhängigkeit bestehen. Einige von ihnen sind tatsächlich immun gegen Verluste; andere, die meisten, scheinen nur so; ihre scheinbare Trauerlosigkeit wird von verschiedenen, kein Ende findenden neurotischen und psychosomatischen Symptomen Lügen gestraft, von Nervosität, von Euphorien, bei denen man sich elend fühlt, plötzlichen Ängsten, Krankheiten. Zur Trauerlosigkeit neigt, wer in seinen Liebesbeziehungen früh erfahren mußte, daß nur auf ihn selber Verlaß ist, und wer aus diesen Erfahrungen heraus dazu kam, sich auf sich selber zurückzuziehen. Solche Kindheitserfahrungen führen zu einer im wahrsten Sinne trostlosen Selbstgenügsamkeit des Fühlens, zur tat-

sächlichen oder behaupteten emotionalen Autarkie. John Bowlby hält es für besonders abträglich, wenn Kinder in ihrem Kummer bei den Eltern keinen Trost finden, sondern von ihnen abgewiesen werden, etwa mit sarkastischen und abschätzigen Bemerkungen wie »heul nicht«, »sei keine Heulsuse«, »ich kann dich nicht ausstehen, wenn du so weinst«. Werden Kinder in solchen Situationen zurückgestoßen, so bleibt ihnen nichts anderes übrig, als sich mit ihren Gefühlen auf sich selber zurückzuziehen. Aus ihnen werden die gepanzerten Erwachsenen von morgen.

Die andere Trauererkrankung ist die chronische Trauer, die kein Ende mehr findet. In Gesellschaften, in denen das Trauern stark ritualisiert ist, scheint das Risiko chronischen Trauerns geringer zu sein: Die Hinterbliebenen können öffentlich die Realität des Verlustes ausdrücken, sie zeigen öffentlich ihre Sehnsucht nach dem Verstorbenen und ihre Wut auf die, denen man die Mitschuld an seinem Tod gibt, und der ganze Vorgang der Ablösung ist befristet, oft auf ein Jahr. Diese Veräußerlichung des seelischen Geschehens scheint zu helfen, es in bestimmte Bahnen zu lenken und daraus nach angemessener Frist unversehrt hervorzugehen. Jene finden am schwersten aus der Trauer heraus, die von einem Verlust ungewöhnlich tief getroffen werden und Trost und Hilfe von anderen nicht erhalten oder nicht annehmen; sehr oft haben sie eine Kindheit mit unstabilen, ängstlichen Bindungen an ihre Bezugspersonen hinter sich. Die Trauer ohne Ende führt oft in jenen Zustand der Leere, Freudlosigkeit, Apathie und Beziehungslosigkeit, in die Depression.

Bowlby hält auch jene Menschen für krank, die auf einen Verlust mit zwanghafter Fürsorge reagieren: Sie scheinen nicht traurig, scheinen keine Hilfe für sich selber zu fordern, sondern handeln, als wäre im Gegenteil jemand anderes in Not und benötigte ihre Hilfe. Sie brauchen jemanden, den sie umsorgen können; sie scheinen nichts für sich selber zu wollen; sie opfern sich auf — unfähig, ihre Trauer auszuleben. Scheinbar gibt es keine Trauer; in Wahrheit ist sie da und bewegt sich nicht fort. Auch das Muster der zwanghaften Fürsorge bildet sich in der Kindheit heraus: Im Zustand eigener Trostbedürftigkeit für andere sorgen zu können, erleichtert; und die Bezugspersonen ermutigen solches Verhalten häufig.

Solche Einsichten in die sehr spezielle Natur des Trauerns aber lassen es als nicht eben sinnvoll erscheinen, den Gefühlszustand der Deutschen am Ende der Naziherrschaft als »Unfähigkeit zu trauern« zu diagnostizieren und ihnen diese Unfähigkeit vorzuwerfen. Betrauert wird ein persönlicher Verlust. Zum Ende des Krieges hin hatten viele persönliche Verluste erlitten, die sie durchaus betrauert haben. Die vielen fremden Opfer wurden darum nicht betrauert, weil die Trauer eben eine persönliche Reaktion auf einen persönlichen

Verlust ist und sich dort nicht einstellen konnte, wo niemals solche persönlichen Liebesbeziehungen bestanden hatten. Von den Nazis betrauert hätte der Verlust des Führers, der Führer werden können; aber erstens ist die Bindung einer Gruppe an ihren Anführer nicht dasselbe wie die persönliche Bindung an nahe Angehörige und Freunde — in den meisten Fällen dürfte sie weitaus schwächer sein, so daß auch die Trauer um sie schwächer ist; zweitens wäre die Trauer um den Anführer kein Zeichen der Trennung von ihm gewesen, sondern im Gegenteil ein Zeichen von fortgesetztem Festhalten an ihm und moralisch also genau das Gegenteil des Wünschenswerten.

Wer mit unseren Gefühlen rechtet, trifft uns meist hilflos an: Die Vorwürfe scheinen alle nur zu richtig und gleichzeitig so unüberprüfbar, daß wir sie weder akzeptieren noch uns gegen sie zur Wehr setzen können. Die »naturalistische« Methode, die hier ausprobiert wurde, erlaubt es, dem von Mitscherlich implizierten Vorwurf gegenüber einen Standpunkt einzunehmen. Von ihm aus ist die »Unfähigkeit zu trauern« ein sinnvoller Befund nur beim einzelnen, der einen persönlichen Verlust tatsächlich oder scheinbar unbewegt hinnimmt und den natürlichen langwierigen Ablösungsschmerz nicht aufbringt, vermutlich darum, weil er von Kindheit auf emotionale Selbstgenügsamkeit gelernt hat. Keinen Sinn jedoch macht es, einem ganzen Volk pathologische Trauerunfähigkeit vorzuwerfen, weil es seinem vor aller Welt als Verbrecher entlarvten Anführer nicht nachtrauert, und weil es das Menschenunmögliche nicht fertigbringt: unbekanntem Opfern, an die nie eine persönliche Bindung bestanden hat, wie geliebten Menschen nachzuweinen. Die Nichtbewältigung der Vergangenheit bestand nicht in der Abwesenheit von Trauer; sie bestand in dem weitgehenden selektiven Ausschluß von Informationen, deren Zulassung das eigene Selbstwertgefühl zu stark verstört hätte.

Wie alle Gefühle, müssen auch die der Trauer in der vorrationalen Vorgeschichte der Menschheit entstanden sein; tatsächlich finden wir, in analogen Situationen, auch bei manchen Tieren Anzeichen von Trauer, und wenn wir auch nicht sicher wissen können, ob sie sie wirklich empfinden, scheinen sie uns intuitiv ohne weiteres »verständlich«. Und wie alle Gefühlsvorgänge muß auch das Trauern einen Sinn, einen ganz speziellen Zweck haben; denn wie wir aus der Biologie wissen, kann sich in der Evolution kein Merkmal ausprägen, wenn es seinen Trägern nicht irgendwie nützt.

Was wäre der Sinn des Trauerns? Sein Sinn ist ähnlich dem Sinn des körperlichen Schmerzes (und nicht umsonst umschreibt die Alltagssprache Trauer oft als Schmerz). Der Schmerz macht uns erstens auf eine Beschädigung aufmerksam. Zweitens treibt er uns dazu, ihn zu vermeiden; die Bekanntschaft mit dem Schmerzerlebnis bringt uns davon ab, uns überhaupt

erst in Gefahr zu begeben. Das Erlebnis der Trauer, die Drohung der Trauer bringt uns dazu, mit unseren Bindungen ebenso vorsichtig umzugehen wie mit unserem Körper. Daß Trauer uns so unangenehm ist, veranlaßt uns, dem Trauerfall nach Kräften entgegenzuwirken.

Der zweite Sinn des Trauerns, ähnlich wie der des Schmerzes, besteht darin, daß wir, ist ein Verlust eingetreten, zur Reparatur veranlaßt werden. Das Trauern kehrt uns in uns, damit wir den Verlust ertragen lernen. Es weist unsere Nächsten auf unsere Hilfsbedürftigkeit hin. Gäbe es keine Trauer oder fühlte sich Trauer anders an, wir gingen achtloser mit unseren Lieben um; und wir täten nichts oder das Falsche, um einen Verlust zu verarbeiten. Schon ein Ausfall dieses einzigen Gefühlsnetzes machte uns zu lebensunfähigen Monstern.

Die Gefühle der Trauer sind entstanden unter Lebensbedingungen, bei denen der Tod des einen ein Verlust für den anderen Angehörigen der kleinen, individualisierten Gruppe war; auf sie sind sie eingerichtet; in der anonymen Massengesellschaft funktionieren sie nicht mehr richtig.

Wer dem Argument soweit zu folgen bereit war, wird zugeben: Die Trauer ist überhaupt kein öffentliches Gefühl. Die Angehörigen, die Freunde der Opfer trauern in dem Maß, in dem sie einen persönlichen Verlust erlitten haben, und sie brauchen dazu keinerlei Aufrufe und Ermahnungen. Die übrigen aber trauern nicht, denn sie haben eben keinen persönlichen Verlust erlitten. Sie kennen die Opfer nicht. Sie haben kein Band zu ihnen entwickelt. Da sie vorher für sie nicht existierten, macht ihnen nun auch ihr Fehlen nichts aus. Und das ist nicht Hartherzigkeit und Unmoral, sondern liegt an der Natur unserer Gefühle. Wir spüren wohl andere den Gemeinschaftsvorgängen angepaßte Gefühle in uns aufkommen: Entrüstung vielleicht, Abscheu, Zorn, Angst — alles, aber gerade diese private Trauer nicht.

Wem dies zu evolutionistisch klingt, der sollte zwei immer wieder zu beobachtende Phänomene in Betracht ziehen. Das eine ist das Gefühlsdilemma der großen Zahl. Unsere persönlichen Gefühle sind offenbar nicht multiplizierbar. Heute vier brennende Körper in einem Auto am Brückenpfeiler; gestern fünfundfünfzigtausend Tote bei dem Erdbeben in Algerien (nein, es waren wohl doch nur zwölftausend? spüren Sie einen Unterschied bei dieser Korrektur?); vorgestern sechs Millionen ermordete Juden: Wir finden in uns kein Gefühl vor, da diesen Zahlen irgendwie angemessen wäre oder sie gar maßstäblich abbildete. Ob zehn oder zehntausend Opfer, unser Gefühlsapparat merkt keinen Unterschied.

Darum ist es alles andere als ein Zufall, wenn gerade ein primitives, auf Identifikation angelegtes Melodram wie *Holocaust* Gefühle ausgelöst hat, die

die summierende Aufklärungsliteratur nicht auslösen konnte: Erst wo wir uns das massenhaft Vorgefallene auf unsere persönlichen Maßstäbe verkleinern, können plötzlich unsere Gefühle wieder mitsprechen. Nicht trotz seiner Macht hat es gewirkt, sondern ihretwegen.

Das andere Phänomen ist das der scheinbaren Abstumpfung. Die Welt ist zu einem Dorf geworden. Wir erfahren viel zuviel für unsere begrenzten Gehirne. In Somalia verhungern Hunderttausende, in Indochina flüchten Hunderttausende, auf den Straßen sterben Hunderttausende; und wir wissen, das sind nur ein paar beliebig herausgegriffene Nachrichten — sie tragen sich zu auf einem unabsehbaren Hintergrund stillen, »gewöhnlichen« Elends und Sterbens; man muß nur an die Intensivstationen des nächsten Krankenhauses denken. Dieses Massenleid: denken können wir es, aber wir können es nicht fühlen. Unsere Gefühle kommen uns hoffnungslos überanstrengt und ausgeleiert vor.

Und das ist auch weder unmoralisch, noch hartherzig, noch abwendbar, sondern ein Indiz dafür, daß unsere Gefühle auf die kleine Gemeinschaft eingerichtet sind, in der jeder jeden kennt, und daß sie unter den Verhältnissen der anonymisierten Großgesellschaft versagen und versagen müssen.

Die Diskrepanz zwischen der Unfähigkeit zu trauern und dem Gefühl, daß Trauer das Angebrachte und eigentlich Erforderliche wäre, überbrückt die Gesellschaft mit dem Ritual. Das Ritual erlaubt eben, »Zeichen der Trauer« zu setzen, ohne unbedingt persönlich trauern zu müssen. Daher rührt der auf manche unerträglich hohl und verlogen wirkende Charakter öffentlicher Trauerakte. In ihnen spielen wir uns vor, daß das Verschwinden des einen tatsächlich einen persönlichen Verlust für den anderen darstellt. Wir spielen Dorf. Mir selber erscheinen diese Trauerakte darum auch keineswegs nur peinlich; in gewisser Weise, finde ich, hat es seine Richtigkeit mit ihnen. Sie zeigen an, daß wir das Gefühl, welches wir nicht aufzubringen imstande sind, tatsächlich vermissen.

Darum möchte ich vorschlagen, daß wir zögern, ehe wir uns gegenseitig zu moralischen und seelischen Krüppeln erklären, weil wir wieder einmal keine Trauer aufgebracht haben; daß wir uns nicht selber für krank halten, wenn die nächste ferne fremde Katastrophe heute abend wieder einmal nur dieses ziehende Gefühl der Leere in uns zurückläßt; und daß wir uns auch nicht einreden lassen, wir seien krank.

Wir sollten uns ehrlicher eingestehen, zu welchen Gefühlen wir fähig und zu welchen wir nicht fähig sind; sie sind nichts Unfaßbares, sondern eine Klasse natürlicher Reaktionen, über die sich sachlich sprechen läßt. Wenn wir ehrlicher über das Menschenmögliche reden könnten, kämen wir uns auch etwas näher.